



Prolog

Josefine

Mein Leben fühlte sich an wie ein Videospiel. Mit mir als Avatar, der Hindernisse überwinden oder Gegner besiegen sollte.

Doch ich tat weder das eine noch das andere. Es spielte keine Rolle, wie entschlossen oder tapfer ich war, weil Mama vor der Konsole am Drücker saß. In meiner Fantasie glänzte ein Knopf besonders speckig, dessen Symbol kaum mehr zu erkennen war: der Kreis.

L-Stick	–	Laufen
L-Stick + L3	–	Rennen
Kreuz	–	Springen
Dreieck	–	Waffe ziehen
Quadrat	–	Waffe nachladen
R1	–	Schießen
Kreis	–	Ducken
Kreis Kreis	–	Kriechen

Mama entschied, ob ich sprang oder mich duckte. Ob ich rannte oder kroch. Ob ich kämpfte oder floh.

Und sie hatte Angst.

Vor Verlust. Vor falschen Entscheidungen.

Deshalb überquerte ich keine Abgründe und wich Gegnern aus, ohne sie zu bekämpfen.

Ich verharrte auf Level eins ohne Aussicht auf Level zwei. Mein Leben fühlte sich an wie ein Videospiel, das nicht ich kontrollierte.



Juli

Josefine

Es kommt selten vor, dass zwei historische Ereignisse auf einen Kalendertag fallen. Möglicherweise erinnerte ich mich deshalb so gut an diesen Tag im Juli, an dem die Sonne so unbarmherzig brannte, als wollte sie ihre Macht demonstrieren.

In dem einen Ereignis spielte ich die Hauptrolle.

Noch nie hatte ich acht Wochen in der Schule gefehlt und als mein erster Schultag nach der langen Fehlzeit vor der Tür stand, klopfte er Alpträume in meinem Kopf wach: *Was, wenn zwischenzeitlich Informationen durchgesickert und neue Gerüchte aufgekommen sind? Was, wenn Noahs Schwester etwas weitererzählt hat?*

Immerhin war meine erste Beziehung von meiner Krankheit gecrashed worden. Ich war ins Krankenhaus gekommen und hatte bei der Entlassung einen Teil von mir dort gelassen, ein Stück meines Darms. Doch meine Mitschülerinnen wussten bis heute nichts von meiner Krankheit und ich hatte seit der Sache mit Noah erst recht nicht mehr vor, etwas daran zu ändern. Ausnahmsweise war ich mit Mama einer Meinung. Es war das Beste, zu schweigen. *Noch drei Jahre bis zum Abi*, sagte ich zu mir und dem Kruzifix, das über dem Schuleingang hing, ehe ich das St. Franziskus betrat.

Und dann kam alles wie gewohnt : Ich sprach mit keinem und zum Glück sprach auch keiner mit mir. Damit war ich zufrieden. Ich passte weder zu meinen Mitschülerinnen noch zu dieser katholischen Mädchenschule und hätte mein Erstgeborenes für einen Wechsel versprochen.

Doch Mama saß am Drücker und sie hielt diese Art der pädagogischen Anstalt für therapeutisch wertvoll.



In dem anderen Ereignis spielte mein Vater die Hauptrolle. Nach der Schule kam ich erleichtert nach Hause, steckte meinen Schlüssel in die Tür unseres zweistöckigen Einfamilienhauses und drehte zweimal um. Immer zweimal. Weil wir Mama zuliebe doppelt absperreten. So ragte der Riegel weiter in den Türstock und war schwierig aufzubrechen. Wir schlossen auch ab, wenn jemand zu Hause war. Und es war jemand da. Darauf deutete Papas Golf in der Einfahrt hin. Ich schob die Tür auf und ein goldgelber Sonnenstrahl fiel ins Innere, als würde er mir den Weg in die Küche weisen, wo es rumpelte und ächzte. Der hintere Schrank stand ausgeweidet mitten im Raum. Gewürze von Indien bis Mexiko, natürliche Süßungsmittel von Agavendicksaft bis Erythrit und Mehlsorten von Mais bis Vollkorn stapelten sich auf den freien Flächen. Sie schufen Platz für etwas Neues.

Zwischen Papas Zähnen klemmte eine Bedienungsanleitung und ein selbstgebasteltes Hütchen aus Alufolie hockte schief auf seinem Kopf. Mit beiden Armen hievte er ein schweres Gerät an die von ihm vorgesehene Position. Dabei verfang sich das Stromkabel zwischen seinen Beinen. Er versuchte, sich so unbeholfen zu befreien, dass ihm dieser alberne Alu-Helm in die Augen rutschte.

Ich lachte und schreckte ihn damit auf. »Papa, was genau machst du da?«

»Ein Elektrogerät in Betrieb nehmen ?«

Unsere Blicke trafen sich. Seiner triefte vor kindlicher Begeisterung. Meiner war gespickt mit Skepsis.

Wir beide wussten, dass *das* keine Antwort auf meine Frage war. Das war kein Elektrogerät, dem Papa soeben einen Platz in unserer Küche verschafft hatte, sondern eine uralte Debatte. Noch älter als meine um das St. Franziskus.

»Sieht eher aus, als würdest du in den Krieg ziehen.«

»Ach, was«, tat er meine Befürchtung ab, während ich Mamas Worte überdeutlich in meinen Ohren hörte : *Mikrowellen geben schädliche Strahlungen ab und zerstören die Nährstoffe in den Lebensmitteln .*

Als würde Papa etwas Nährstoffhaltiges in die Mikro schieben, hatte ich geantwortet und mir ihren typischen Gesichtsausdruck eingehandelt. Ein Spagat zwischen Überlegenheit und Bitte. Den setzte sie immer auf, wenn man ihre Maßnahmen in Frage stellte. Im Fall von Papas Mikrowellenaktion bezweifelte ich, dass es nur bei einem Gesichtsausdruck bleiben würde.

»Und du denkst, dieses Dingsda«, ich deutete auf seinen Kopf, »beschützt dich vor Mama ?«

In seinen Mundwinkeln versteckte sich ein Lächeln. Er nahm selten etwas ernst. Außer es ging um Mamas Ängste. Die hatte er immer todernst genommen.

Bis zu diesem historischen Tag.

Er führte das Stromkabel auf die Rückseite des Schrankes. »Nein, dieses *Dingsda* soll nicht mich vor deiner Mutter, sondern deine Mutter vor der angeblichen Strahlung schützen. Das ist mein Kompromiss.« In seinen schokoladenbraunen Augen leuchtete mir ein Schelm entgegen. Die Augenfarbe hatte er eindeutig an mich vererbt. Die Freude daran, sich zum Clown aufzuspielen, war dagegen restlos an meinen Bruder Eddy gegangen.

»Option A«, sagte ich trocken. »Du glaubst tatsächlich, dass dieser Quatsch funktioniert.«

Papa unterbrach mich mit einem heftigen Kopfschütteln. »Nein. Aber das lockert die Stimmung, wenn sie unseren neuen Mitbewohner hier sieht.« Er tätschelte die Tausendwatt-Kiste wie einen Welpen.

»Womit wir bei Option B wären : Du bewegst dich auf verdammt dünnem Eis.«

Er zwinkerte mir zu, was mich ernsthaft verängstigte.

Wo ist der Vater, der unter Mamas typischem Blick einknickt ?

Dieser hier war jedenfalls im Begriff, eine Ordnung aus den Angeln zu heben, die seit jeher im Hause Maus herrschte, indem er versuchte, in seinem Videospiel an den Drücker zu kommen.



Juli ein Jahr später

Josefine

Für Papa war die Mikrowelle ein Befreiungsschlag. Für Mama war die Mikrowelle eine Kriegserklärung. Für mich war die Mikrowelle eine tickende Zeitbombe. Für Eddy war die Mikrowelle ein Elektrogerät, um Fertiglasagne zu erwärmen.

Es folgte ein Jahr, das Papa damit verbrachte, neue Hobbys zu entdecken. Er bezahlte für blaue Flecken beim Paintballspielen oder fuhr das Profil seiner Reifen auf Rennstrecken ab. Während ich nach wie vor durch die heiligen Gänge des St. Franziskus' wandelte.

Und irgendwann war die Zündschnur niedergebrannt. Die Bombe explodierte und die Familie flog uns um die Ohren.

Mama trennte sich von Papa und verkündete unseren Umzug zu Oma in die Stadt aus Stahl: Saarflözbach.

Deshalb umsäumten mich jetzt Umzugskartons wie eine Festung. In ihrer Mitte saß ich im Schneidersitz auf den Holzdielen meines Zimmers, dessen Rauputzwände ich an meinem fünften Geburtstag mit Wachsmalstiften verziert hatte. Ich spürte, wie die Energie schwand, die mich dieses Leben in Watte ertragen ließ. Mit jedem Stück, das ich in eine der Kisten verstaute, sank mein Akkustand. *Zwei Jahre*, sagte ich mir in Endlosschleife. *Zwei Jahre*.

Doch was bis vor Kurzem noch nach Trost geklungen hatte, klang mittlerweile nach Drohung.

Auf dem Boden lag ein Knopf. Er gehörte zu einer der Schulblusen. Ich hob ihn auf und drehte ihn zwischen den Fingern. *Schlaues Kerlchen*, dachte ich. Er hatte sich von diesem Albtraum in Weiß getrennt und war mir einen Schritt voraus. *Welche Sechzehnjährige hat eine Schublade voll blickdichter Strumpfhosen, die den Hautton der Beine nicht einmal errahnen lassen? Oder trägt öffentlich Kellerfaltenröcke, deren Bezeichnung einem bereits nahelegt, dass sie ausnahmslos in Keller gehören?*

Ich riss die dazugehörige Omabluse vom Bügel, der anschließend befreit an der Stange schaukelte, als freute er sich.

So gekleidet stellte ich mir eine biedere Jungfer des neunzehnten Jahrhunderts vor. Der Großteil meiner Mitschülerinnen genoss diesen keuchen Modetraum, sprach aber während der Fahrt auch nicht mit dem Busfahrer.

Der übrige Teil bestand aus Schnepfen, die einen Rosenkranz für ein schickes Modeaccessoire hielten und ihre Jungfräulichkeit an den Erstbietenden verhökerten. Überraschenderweise fühlte ich mich weder zur einen noch zur anderen Gruppe gehörig. Im Grunde wandelte ich zwischen beiden Welten wie ein Geist.

Die Klinke senkte sich und die Tür ging unter leisem Ächzen einen Spaltbreit auf. Es erschien ein schwarzer Kurzhaarschnitt, der von einzelnen grauen Haaren durchsetzt war. Mama lugte mit geschwellenen Lidern ins Zimmer. Sie sondierte die Lage mit der Vorsicht eines Minenentschärfers. »Josi, wie weit bist du?«

Ich zuckte mit den Achseln und starrte in den hohlen Rachen meines Schrankes.

»Die ist frisch.« Mit dem Fuß schob sie einen überladenen Wäschekorb ins Zimmer. »Entscheide, was du mitnehmen möchtest.« Über die Ränder des Korbes hingen weitere Kellerfaltenröcke.

Nichts, kam mir als Antwort in den Sinn, aber ich spürte bereits, wie ich nickte, während Mama im Türrahmen verharrte, anstatt zu verschwinden.

»Sonst noch was?« Ich erschrak darüber, wie gereizt meine Stimme klang.

Als hätte ich um Eintritt gebeten, stieg sie über die Wäsche und kurbelte die Rollläden in die Höhe, um den von mir ausgesperrten Hochsommer ins Zimmer zu lassen. Wärmende Strahlen legten sich über meine nackten Füße. Am liebsten hätte ich sie weggetreten.

»Mom«, stöhnte ich, weil mir nicht nach Sonnenschein war und ich wenigstens darüber entscheiden wollte.

Sie ließ sich auf mein Bett sinken. »Seit Monaten führt sich dein Vater auf wie ein Teenager. Ich sehe nicht länger zu, wie er auf seine Familie pfeift.«

Das Einzige, worauf Papa all die Jahre gepfeiffen hat, waren seine eigenen Bedürfnisse, erwiderte der Frust in mir. Ich hielt ihn zurück, murrte lediglich, angelte brauchbare Kleidungsstücke aus dem Korb, faltete sie zusammen und verstaute sie in einem Karton, auf dem in Mamas Handschrift *Oma* geschrieben stand.

Ihre Augen prüften eindringlich meinen Gesichtsausdruck. Er musste zwischen Mitleid und Wut schwanken. Natürlich ließ es mich nicht kalt, sie so zu sehen. Aber sie hatte es sich in ihrer Angst bequem gemacht und merkte nicht, wie ungerecht sie dadurch andere behandelte. Im Nebenraum spielte Eddy mittlerweile auf seiner Gitarre. Schon klar, ihn hielt Mama ja nicht vom Packen ab.

»Was erwartest du?«, platzte es da aus mir heraus. »Freudensprünge, weil sich meine Eltern trennen? Korrigiere, weil sich meine Mutter trennt, da sie es nicht duldet, dass ihr Ehemann drei Wochen den Jakobsweg geht. Selbst Gott würde ihn unterstützen. Immerhin ist es ein Pilgerweg.« Ihrem Blick ausweichend nestelte

ich an der Packbandrolle, bis ich trotz eingerissener Nägel den Anfang ausgemacht hatte. Gedanklich verfluchte ich Eddy, der das Ende nie umklappte, um dem Nächsten die Arbeit zu erleichtern. So war mein Bruder eben. Mit einem Ratschgeräusch zog ich einen Streifen ab und versiegelte den Karton.

»Schatz, es liegt doch nicht nur daran.«

»Sicher?« Langsam lief ich warm. Etwas in mir forderte, dass ich Partei ergriff.

Für Papa. Für unsere Familie. Indirekt wohl für mich selbst.

»Liegt es etwa daran, dass Papa das Fliegen liebt, aber fünf- undzwanzig Stunden mit dem Auto nach Portugal fährt, oder daran, dass er mit zwanzig Jahren aus der Kirche ausgetreten ist und dich dennoch jeden Sonntag in deine Messen begleitet? Entschuldige, begleitete.«

Die Worte waren kaum raus, da übermannte mich das schlechte Gewissen bereits mit voller Wucht. Noch nie hatte ich in einem solchen Ton mit Mama gesprochen. Und selbst dieser Ausbruch war eine scharfe Zensur dessen, was in mir vorging.

»Nein«, entgegnete sie sanft. Wenn ich sie verletzt habe, ließ sie es sich nicht anmerken. »Es liegt daran, dass er deine Krankheit schon immer auf die leichte Schulter genommen hat und mich allein gegen sie kämpfen lässt, während er die Blechbrüder oder den Wildniswichtel auf DMAX schaut. Und jetzt soll ich mir noch Sorgen um ihn machen? Das lasse ich mir nicht zusätzlich aufbürden.«

Verstehe, das bin ich also: eine Bürde.

Dann erhob sie sich. Das war ihre Art, das Gespräch zu beenden, ohne zu einem Ende gekommen zu sein. Sie prüfte, ob ich alle notwendigen Medikamente in den Medizinbeutel geräumt hatte, und nahm ihn wie einen Schatz in ihre Obhut. Auch das traute sie mir offensichtlich nicht zu. Scheinbar fürchtete sie, ich könnte vom bloßen Gedanken an Fisherman's Friend Bonbons verrecken. Vielleicht war das wirklich möglich. Immerhin hatte

es sich wie sterben angefühlt, als ich damals mit Noah zu viele Nachos gegessen hatte.

In ihren Augen war es nur logisch, Papa zu überreden mich auf eine katholische Mädchenschule zu verfrachten, wo man betete und sang, aber den Mitschülerinnen nicht das Pausenbrot klaute oder deren Mäppchen im Mülleimer versenkte. Derartige Erlebnisse zu verarbeiten, traute sie mir ebenso wenig zu wie das Löschen von beleidigenden Kommentaren auf sozialen Netzwerken. Deshalb war ich auf keinem angemeldet. Meine Krankheit äußerte sich nämlich in krampfartigen Schüben. Ausgelöst von psychischem Stress oder falscher Ernährung. Beides überwachte Mama strengstens.

Dummerweise verschwanden meine Beschwerden nicht durch völlige Abschottung von emotionalem Stress, weil mich die völlige Abschottung emotional stresste.

Und weil Morbus Crohn unheilbar war.

Mama schob die Tür auf. »Pack nur das Notwendigste ein. Ich will weg sein, bevor dein Vater nach Hause kommt.« Ein paar Akkorde drängelten sich durch den Spalt und begleiteten ihre Worte. Dann ließ sie mich mit Eddys Gitarrenklängen zurück. Ich dachte an den Streit vor vier Jahren. Mein Bruder war mit einer E-Gitarre und einem breiten Grinsen heimgekommen. Er verkündete, der Rockband seiner Schule beigetreten zu sein. Am St. Franziskus durfte ich zwischen einer Ausbildung zur Messdienerin und Latein für Liebhaber wählen. Weil sein Plektron eines Tages spurlos verschwunden war, brummte mir Mama Fernsehverbot auf. Neid sei eine widerwärtige Eigenschaft. Was ja stimmen mochte. Aber Ungerechtigkeit auch! Und im Vergleich zu Eddy war ich mit meiner Krankheit bereits genug gestraft.

»Ach, die selbsternannte Freiheitskämpferin!« Eddy tauchte mit amüsiertem Gesichtsausdruck im Türrahmen auf.

»Ach, der selbstverliebte Narziss!«, ahmte ich seinen Ton-

fall nach, betrachtete ihn forschend und schüttelte dann den Kopf. »Nee, nur sein billiger Abklatsch.«

»Autsch!« Er griff sich mit der Hand an die Brust, betrat mein Zimmer, oder das, was bis zum heutigen Tag meins gewesen war, und betrachtete sich mit selbstgefälligem Ausdruck im Spiegel. »Ich wollte nur mal schauen, ob Mom mit Che Guevara höchstpersönlich gesprochen hat, bis mir eingefallen ist, dass der schon tot ist.«

»Sagt der privilegierte Arsch der Familie.«

»Sachte, sachte.« Mit einer beschwichtigenden Geste unterstrich er seine Worte, ehe er sich eins meiner Haargummis schnappte, sein kinnlanges schwarzes Haar zusammenband und sich samt Straßenschuhen auf mein Bett schmiss. »Willst du wirklich Papas Kampf gegen Mom ausfechten?«

»Im Gegensatz zu dir weiß ich, wie es sich anfühlt, wenn sie den Rucksack bis vors Klassenzimmer trägt. Du könntest auch mal was sagen, damit sie zur Vernunft kommt.«

»Ich? Damit ich in die Schusslinie gerate? Vergiss es!«

»War ja klar. Du hast wohl vergessen, wie es ist, wenn man noch keine achtzehn oder mit Mama verheiratet ist.«

»Stimmt, ich hab wirklich vergessen, wie es war, als ich mit Mom verheiratet war. Seh ich aus wie Ödipus?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung. Wenn Ödipus gut aussah, dann nein.«

Eddy setzte sich aufrecht hin und seine Miene verfinsterte sich. Ein seltener Anblick. »Alles hat seine Vor- und Nachteile, Josi. Mom behütet dich rund um die Uhr. Wir beide wissen warum. Mag sein, dass ich nun ein paar Freiheiten mehr genieße.«

»Nun? Schon immer«, konterte ich.

»Okay, schon immer. Nur bin ich auch älter.«

»Ja, älter und gesund und ein Mann.«

Eddy rollte mit den Augen. Er kannte meine Leier. »Aber dafür bekomme ich auch weniger Aufmerksamkeit.«

Ich deutete auf den Karton mit der keuschen Kluft. »Zieh das Zeug an und du wirst im Mittelpunkt stehen!«, scherzte ich, doch Eddys Gesicht verharrte reglos.

»Glaub mir, Schwesterherz. Selbst in diesem geschmacklosen Rock bliebe ich in deiner Anwesenheit unter dem Radar.« Er stand auf. »Jeder hat sein Päckchen zu tragen.« Mit einer Hand an der Klinke betrachtete er die Umzugskartons. »Von Saarflözbach sind es vierzig Kilometer bis zum St. Franziskus. Ich bin nicht sicher, ob du diese Tracht noch brauchst.«

Ich verstand nicht und vermittelte ihm das mit einem irritierten Blick.

»Vielleicht hab ich mit Mom gesprochen«, er grinste schief, »und deine Fesseln etwas gelockert.« Mit diesen Worten verließ er mein Zimmer und schloss die Tür, durch die ich ihn anschließend rufen hörte: »Ach und ... Narziss dankt für das Haargummi.«

Eine Stunde später war ich erstaunt, wie wenig Platz meine sechzehn Lebensjahre benötigten. Eine Kiste reichte aus. Sie war gefüllt mit Hoodies, Boyfriendshirts, ungelesenen Ernährungsratgebern, einem noch nicht aufgebrauchten Sparpaket an Volumenshampoo für langes Haar, Traubenzucker, einer Mappe mit Briefmarken, einem Tablet und viel Luft nach oben. Daneben war meine Medikamententasche monströs.

Ich nahm neben Mama, meiner selbsternannten Teilzeitärztin, auf dem Beifahrersitz Platz. »Was ist mit Eddy?«, fragte ich.

»Der kommt mit seinem Auto nach.«

»Natürlich«, zischte ich ironisch, was Mama nicht einmal bemerkte. Im Rückspiegel beobachtete ich, wie mein Zuhause sowie die Hoffnung, Papa würde von der Arbeit kommen und Mama doch noch umstimmen, auf die Größe eines Stecknadelkopfes schrumpfte und schließlich ganz verschwand.



Finn

»Du hast dich verändert«, sagte meine Freundin und malte mit ihrem Zeigefinger die Maserung in der Steintreppe vor ihrem Haus nach, auf der wir saßen.

»Natürlich habe ich mich verändert, Anna. Fändest du es nicht seltsam, wenn ich noch mit Matchboxautos spielen und Yu-Gi-Oh!-Karten sammeln würde?«

»Nein, du hast dich im letzten Jahr verändert. Seit wir zusammen sind.«

»Behauptet diejenige, die gestern Abend bei einem anderen geschlafen hat?«, sagte ich mit verbissen gedämpfter Stimme, weil das Küchenfenster gekippt war und ich keine Ahnung hatte, ob uns jemand belauschte. Vielleicht ihre Mutter oder ihre verfluchte Zwillingsschwester. Ich starrte auf den zerschlissenen Ledersitz meiner Vespa, die in ihrer Einfahrt parkte.

Als ich kurz vor Sonnenaufgang auf mein Handy geschaut hatte, waren darauf zehn unbeantwortete Anrufe und doppelt so viele Nachrichten. Alle von Anna. Ich hätte sie im Club abholen sollen. Dafür war es in der Früh natürlich zu spät gewesen. Stattdessen hatte ich sie vor einer Stunde bei ihrem Arbeitskollegen auflesen dürfen. Und nun saßen wir hier. Ich mit meiner Wut im

Bauch und sie in ihrem Rock von gestern Abend, der an einem Sonntagmorgen um einige Zentimeter zu aufreizend war für die Leute aus dieser Gegend.

»Ich war sauer, weil du nicht mitgekommen bist.«

»Du hast aus Rache bei diesem Typen geschlafen? Um mich zu verletzen?«

»Ich wollte wissen, ob ich dir überhaupt noch etwas bedeute.«

»Was für eine Schnapsidee. Du bedeutest mir etwas, seit ich denken kann. Wer war denn bitte für mich da, als meine Eltern kein Wort mehr mit mir gesprochen haben? Gott, du hast sogar versucht, meiner Mutter Vernunft beizubringen und gewagt, sie zu kritisieren. Das hat zuvor noch niemand für mich getan.«

»Deine beschissene Dankbarkeit kannst du dir schenken. Die allein reicht nicht.«

»Es ist mehr.«

»Mhm.« In dem Zittern ihrer Stimme sprach eine Mischung aus Hoffnung und Angst und trat mit ungebremster Wucht in meine Magengrube.

Ich kannte sie seit neunzehn Jahren. Sie mich sogar ein paar Monate länger. Es gab Fotos, da hielt eine wilde Dreijährige mit Korkenzieherlocken ihr Ohr an den Bauch meiner hochschwangeren Mutter.

An den Bauch ihrer Nachbarin.

Ich war zwölf und Anna fünfzehn gewesen, da hatte sie zum ersten Mal versucht, mich zu küssen. Damals fand ich es abartig und wagte mich wochenlang nicht mehr an ihrem Haus vorbei. Nach meinem vierzehnten Geburtstag häuften sich ihre Nachrichten insbesondere in den Nächten. Einmal schrieb sie, dass sie nicht schlafen könnte und deshalb eine Dusche nehmen würde. Kurz darauf leuchtete das Licht im Bad auf. *Mein Gott, welchem Jungen wäre da nicht die Fantasie entglitten?* Allerdings war es nie mein Herz, das sich regte.

Und im vergangenen Sommer, am Tiefpunkt meines bisherigen Lebens, half es mir, eine Frau wie sie an meiner Seite zu haben. Wir entflohen der Realität. Feierten Partys bis ins Morgengraue. Ertränkten unsere Sorgen in Alkohol und wanden unsere verschwitzten Körper zwischen ihren Laken. Sie legte sich zu mir in die Dunkelheit und dafür war ich ihr bis heute dankbar.

Aber der Mensch, zu dem ich dabei wurde, hatte mit meinem eigentlichen Ich keine Ähnlichkeit mehr. *Diese Verantwortungslosigkeit steht dir nicht*, mahnte mich meine kleine Schwester. Es dauerte Monate, um zu verstehen, wie recht sie hatte. Der Weg zurück zu mir führte über einen Nebenjob in der Buchhandlung, den ich nicht annahm, weil ich das Geld brauchte, sondern weil ich für eine gebrechliche Geschäftsführerin da sein wollte, die ohne mich ihren Laden hätte dichtmachen müssen. Da fühlte ich zum ersten Mal wieder, wie ich wirklich sein wollte.

So verging mir plötzlich die Lust an Clubs und Rauschzuständen, die das Verhältnis zu meinen Eltern auch nicht flickten.

»Ich nehme an, dein Schweigen ist Antwort genug.« Anna blickte zu mir auf. In ihren moosgrünen Augen standen Tränen.

Mein Magen krampfte. »Tu das nicht. Dreh die Sache jetzt nicht um. Du hast bei einem anderen Typen übernachtet. Nicht ich.«

»Weil du nicht mehr mit mir ausgehst.«

»Quatsch. Weil ich dich die letzten Male zurückgewiesen habe.«

»Das auch.« Sie blinzelte die Tränen weg.

»Hast du dich schon einmal gefragt, ob ich der Richtige für dich bin?«

Sie nickte. »Natürlich habe ich das. Jeden einzelnen Tag.«

»Siehst du.«

»Und jedes Mal komme ich zum gleichen Ergebnis.« Stille. »Ja!« Jetzt traten mir Tränen in die Augen.

»Das tut mir leid. Anna, dieses Leben, das ganze letzte Jahr, das passt nicht zu mir. So bin ich nicht. Ich bin derjenige, der morgens

mit seinem Hund spazieren geht und keinen Kater auskuriert. Ich halte dir die Tür zum Auto auf und kotze nicht in eins hinein. Ich bin der Sohn meiner Eltern, der ihnen ähnlicher ist, als er es zugeben möchte. Vielleicht war das alles hier eine Protestbewegung. Ich habe mich nicht verändert, ich bin nur wieder zu dem geworden, der ich schon immer war.«

»Danke für die Auszeichnung. Ich bin dann wohl das Mädchen, mit dem man jede Schwiegermutter in die Flucht schlägt. Auf die Medaille hätte ich gern verzichtet.«

»Entschuldige. So war das nicht gemeint.« Verfluchter Mist. Im Schlussmachen war ich nicht begnadet.

»Kein Ding. Es war mir eine Ehre, mit meiner bloßen Persönlichkeit deinen Ruf zu zerstören. Stets zu Diensten.« Sie stand auf und deutete eine Verbeugung an.

»Hör auf damit. Ich versuche nur zu verstehen, was zwischen uns passiert ist. Mehr nicht.«

Orientierungslos kramte sie in ihrer Handtasche, ohne den Schlüssel zu finden.

»Wenn du dich bloß nicht so von deiner Schwester beeinflussen lassen würdest.«

»Lass gefälligst Isabell da raus. Immer redest du, als wäre sie der verkörperte Satan.« Mittlerweile sprach Anna so laut, dass man sie im Haus auch dann gehört hätte, wenn das Fenster nicht gekippt gewesen wäre.

»So habe ich das gerade nicht gesagt.«

»Aber viele Male davor.«

»Ja, das stimmt.« Ich erhob mich. Für meine schlaun Ratschläge war Anna momentan verständlicherweise nicht zugänglich.

»Und nun gehst du? Einfach so?«

»Hör zu. Ich will mich nicht mit dir streiten. Nicht hier.«

»Dann komm mit rein.«

Ich schüttelte den Kopf. »Anna.«

»Das bist du mir schuldig.« Der Schmerz in ihrer Stimme war echt. Ich hatte sie verletzt, damit ich heilen konnte.

Sie seufzte. »Finn.«

»Mhm ?«

»Bitte. Nur kurz. Lass uns noch mal darüber reden.«

»Das bringt nichts mehr. Ich schätze, ich habe mich schon vor Wochen entschieden, ohne mir dessen bewusst gewesen zu sein. So ist es das Beste.«

Sie lachte spöttisch auf, während ihr Tränen über die Wangen rollten. »So machst du also Schluss?«, sagte sie und fummelte den gefundenen Schlüssel ins Schloss.

»Es tut mir leid«, wiederholte ich. »Du willst das jetzt sicher nicht hören, aber das ist nur das Ende unserer Beziehung, nicht das Ende unserer ...«

Bämm !

Als Antwort knallte sie die Tür hinter sich zu und ließ mich mit meinem angebrochenen Wir-können-Freunde-bleiben-Angebot zurück.